



Auf der Festivalbühne gibt's koa Sünd: Doppelblechbläser Matthias Schriefl am vergangenen Samstag in Rudolstadt

Foto: image

Weltmusik statt Weltrevolution

Wochenende zwischen Harfen und Hip-Hop: Aus dem 1955 in der DDR begründeten „Fest des deutschen Volkstanzes“ in Rudolstadt ist ein internationales Festival mit fast hunderttausend Besuchern geworden.

Deutschlands Weltmusikfestival hat sich gehäutert. Letztes Jahr tauchte auf der Internetseite des Rudolstädter „Festivals für Roots, Folk und Weltmusik“ ein neues Logo auf. Das in der DDR 1955 gegründete „Fest des deutschen Volkstanzes“ hatte sich, neu konzipiert, als „Tanz&FolkFest“ über die Wiedervereinigung gerettet. Dann wurde es umbenannt in TFF, und jetzt: Rudolstadt-Festival. Eine Anpassung des Festivals, das vom ersten Donnerstag bis Sonntag im Juli stattfindet, an massentaugliche Musik, Reggae verrührt mit Elektrobeats? Partymusik von Mono & Nikita man schien solche Befürchtungen zu bestätigen. Bei Aufforderungen zum „Helikopter“-T-Shirt-Schwingen und langatmigen Glaubensbekenntnissen schaut

das Duo keinen Widerspruch. Nach dem Song, der gegen Online-Erreichbarkeit ätzt, nötigt es das Publikum: „Wir wollen eure Handydisplays sehen!“ Dieser als Dancehall angekündigte Auf- und Fehltritt war wohl ein Trick, tanzwütige Jugend anzulocken, im Vertrauen darauf, dass sie anderswo hängenbleibt. Denn auf 20 Bühnen, von der Heidecksburg bis zum Saaleufer, boten 130 Bands aus 43 Ländern eine Vielfalt, die täglich 25 000 Besucher in das malerische Panorama des Residenzstädtchens lockte. Die Namensänderung steht für Selbstbewusstsein: Der Ortsname ist inzwischen genauso eine Größe wie Roskilde oder Gloucestershire. So werden in Rudolstadt die deutschen Weltmusikpreise RUTH verliehen. Der Hauptpreis ging an den Liedermacher Stoppok, der mit Texten des bengalischen Literatur-Nobelpreisträgers Tagore arbeitet.

Eine andere Besonderheit dieses Festivals sind jährlich wechselnde Länder- und Tanzschwerpunkte. Zehn Bands spiegeln Kolumbiens Vielseitigkeit zwischen Cumbia, Hip-hop und Jazz. Die reichte vom großen alten Gaita-Flötenspieler Sixto „Paíto“ Silgado über die Pioniere der Electro Cumbia „Sidestepper“ bis Edmar Castañeda, dessen Hände zwei Personen und Harfen zu gehören scheinen.

Vor allem zwei Auftritte unterstrichen das Renommee dieses Festivals. Die Pariserin Keren Ann Zeidel, Vertreterin des Nouvelle Chanson und Songliedant für „Grey's Anatomy“ oder „Six Feet Under“, ergänzte ihre Tour durch französische Großstädte zum Album „You're Gonna Get Love“ um einen

Abstecher nach Rudolstadt. „Gestern, das tut uns wirklich leid“, tröstet sie, nachdem Frankreich Deutschland aus der Fußball-Europameisterschaft gekickt hat, „aber wir brauchen etwas Motivation in Frankreich – vielleicht könnt ihr uns deshalb vergeben.“ Es war der schnörkellose, hypnotische Auftritt einer packenden Geschichtenerzählerin, die Chanson, Folk, Blues und Trip-Hop zu mitunter minimalistischer, perfekt gepuppter Gitarre verschmilzt, unpräzise, in Liedern, die wie die Liebe oft abrupt enden. „But with your voice and melodies you kill“. Sie kann es nicht nur melancholisch, sondern auch heftig, wie ihre Cover-Version von Joni Mitchells „Big Yellow Taxi“ zeigte. Kurze Verbeugung, Abgang sofort; als Zugabe das einzige französische Lied, eine Hommage an das Chanson von 1938 „J'attendrai“, bei Keren Ann passend zum Rudolstädter Sommerabend mit der Zeile: „Un charmant soir d'été“.

Tags darauf gab auf gleicher Bühne Anoushka Shankar zum Album „Land Of Gold“ ihr erstes Deutschland-Konzert, bei dem Manu Delago vorführt, dass Hang ein Instrument ist, das nicht nur für meditative Musik betupft, sondern auch furios mit dramatischen Effekten bearbeitet werden kann. Das ist Rudolstadt: Vor dem Auftritt sitzt Shankar eine Stunde in der Stadtbücherei, erzählt von ihrem Vater Ravi, von George Harrison, ihrer neuen CD, erläutert, wie ihr Ehemann, als Filmregisseur mit Sinn für „storytelling“, das Album, dessen Produktion in die Flüchtlingskrise geriet, im Titel „Last Chance“ prägte, so dass sie einen müden Mann, der ver-

sucht, einen Zug zu erreichen, vor Augen hatte. Bis zur letzten Wortmeldung beantwortet Shankar Fragen. Die in Rudolstadt gefeierte Weltmusik sei ihr ein fragwürdiger Begriff, von ihrem Vater in den fünfziger Jahren benutzt. Ein westlich-zentrierter Begriff, der den ganzen „rest of the world“ in eine Kategorie eindampfe. Ob Rap sie beeinflusse? Kaum, elektronische Musik interessiere sie, Massive Attack sei ihre Welt. Ob sie, die auf der neuen Scheibe sich der Stimmen von M.I.A., Alvey Lenz und Vanessa Redgrave bedient, irgendwann singen wolle? Ausgeschlossen, „zero desire to sing“. Ob es einmal zu Auftritten mit Halbschwester Norah Jones kommen könne? „Maybe!“

Eine Ausstellung beleuchtete erstmalig die Vorgeschichte des Rudolstadt-Festivals, die statt auf 1955 auf 1976, dem Gründungsjahr der DDR-Combo „Folkländer“, datiert werden könnte. Im Jahr der Biemann-Ausbürgerung war nur den Folkies es erlaubt, ein Auswandererlied zu singen – aus dem 19. Jahrhundert, entnommen aus „dem Steinitz“, der in der DDR recherchierten Volksliedsammlung, die gesamtdeutsch die Renaissance von Folk und Liedermachern inspirierte. In dem gerade erschienenen Buch eines Mitbegründers der Folkländer (Wolfgang Leyn: „Volkes Lied und Vater Staat. Die DDR-Folkzene 1976–1990“. Buch und CD. Ch. Links Verlag, Berlin 2016) ist diese bisher nur in Fachaufsätzen erwähnte, spannende Vorgeschichte, die bis zum Personal heutiger Rudolstadt-Festivals reicht, wie in einem Katalog zur Ausstellung erstmals nachzulesen. GÜNTER PLATZDASCH

Die ewige Klage über die Vergänglichkeit der Liebe

Jürgen Flimm inszeniert an der Berliner Staatsoper „Luci mie traditrici“ von Salvatore Sciarrino

Der aus Palermo stammende Komponist Salvatore Sciarrino, Jahrgang 1947, hat mit seinen Opern geschafft, was heute nur wenigen gelingt: Stücke zu schreiben, die auch Eingang ins Repertoire finden. Dabei ist seine filigran versponnene Musik alles andere als leichtgewichtig. Doch den Zuhörer packt sie mit ihren verflochtenen Klängen und ihren organhaften Schwingungen an der Schwelle zum Unbewussten wie kaum eine andere Musik der Gegenwart. Sie wirkt wie die Filmmusik eines inneren Films, eine schöne, schreckliche, fremde, auf schwer erklärbarer Weise vertraute Welt des Klangs. Ihre Katastrophen sind die leisen, die man sich vorstellen kann, sie lauern überall. Und nur der Hörsinn ist in der Lage, sie zu wittern.

Seit einem Vierteljahrhundert finden Sciarrinos Opern fast ausnahmslos über deutsche Häuser ihren Weg in die Welt und zurück in sein Heimatland Italien. Das ist auch der Fall bei dem siebzehnjährigen Kammerstück „Luci mie traditrici“, das 1998 im Schwetzingen Schlosstheater uraufgeführt wurde. Bei einer Neuproduktion, die vor vier Wochen in Bologna gezeigt wurde, leistete die Berliner Staatsoper Unter den Linden Geburtshilfe, und jetzt ist diese Inszenierung des Berliner Hausherrn Jürgen Flimm auch hier angekommen und in Rahmen des noch bis zum 16. Juli dauernden Staatsoper-Festivals „Infektion“ in der Ausweichspielstätte im Schillertheater zu sehen.

Der Titel sträubt sich gegen eine Übersetzung. „Die tödliche Blume“ taufte man deshalb den Renaissance-Krimi bei der Uraufführung. Fast wörtlich übersetzt, mit „Meine verräterischen Augen“ unterteilt jetzt die Staatsoper. Das lässt mit der Verfluchung des eigenen Sehnsinns schon etwas ahnen von der Aura mittelalterlich-poetischen Sprechens, auf die Sciarrino mit seiner Geschichte Bezug nimmt. Trägerisch sind die Augen, weil sie dem äußeren Schein, dem Augenblick vertrauen und nichts von der Vergänglichkeit und Falschheit wissen wollen. Sciarrino hatte in einem Libretto, ohne direkt biographischen Bezug, angespielt auf die abenteurliche Geschichte des Renaissance-Komponisten Gesualdo, Fürst von Venosa, der aus Eifersucht seine Ehefrau tötete. Er dünnete den Text eines Jahrzehnts nach der Tat entstandenen Dramas aus und verdichtete ihn zu schlagwechselartigen Dialogen, die ähnlich zeichenhaft wirken wie seine Musik. Drei Männer umkreisen eine Frau. Da ist die Gräfin Malaspina, um sie herum: der Graf, ein Gast, ein

Diener. Acht Szenen werden von drei Intermezzi unterbrochen, die, wie durch unterschiedliche Filter, Erinnerungen an ein Lied von Claude Le Jeune wachrufen. Diese Klage über die Vergänglichkeit der Liebe erklingt zum ersten Mal von Kinderstimmen, gesungen zu Beginn hinter der Szene, bevor das unheimliche Atmen, Rauschen und Herzklopfen von Sciarrinos Klängen diesen unschuldigen Gesang unterbricht.

Flimms Inszenierung akzentuiert diese dramaturgische Gliederung des Stücks durch einen Gaze-Vorhang, auf den der Text jener Elegie projiziert wird. Er senkt sich zwischen den Szenen. Die Schrift, das einzig Bleibende, schiebt sich über die Bilder, bis sie schließlich an der Zimmerwand erscheint. Da liegt aber schon alles in Trümmern. Die Rosen sind verstreut, die Bilder zerfetzt, Geschirr und Möbel umgeworfen, und der Riss in der Wand, den das Bühnenbild von Annette Murschitz plötzlich auf offener Szene hingezaubert hatte, hat nun die ganze Mauer zum Einsturz gebracht und gibt den Blick aufs Schlafzimmer frei, den Ort des Betruges wie des Verbrechens. Dieses Demolieren der häuslichen Szenerie geschieht nicht ohne Ironie, es zielt, ebenso wie die ganze Inszenierung, auch auf ein humoristisches Einverständnis. Flimm hat versucht, aus den seltsam entsubjektivierten, abstrahierten Figuren Sciarrinos wieder Wesen aus Fleisch und Blut zu machen. Er betont die Häuslichkeit des eskalierenden Ehekrachs, lässt mit Spielwitz gewohnte Rituale wie das Teetrinken kollidieren mit aktuellen Spannungen. Vielleicht ist die Überblendung mit Alltäglichkeit ein Konzept, um einer ebenso naheliegenden wie fruchtlosen Andachtshaltung gegenüber der geheimnisvollen Klangwelt Sciarrinos zu begegnen. Aber auch in dieser selbst ist die Ironie, das Manieristische bei aller Suggestivkraft unüberhörbar. Und der sich vordrängelnde Realismus der Bühne schwindet mitunter die Präsenz der Musik, die aus den Projektionen von Innenwelten ihre eigenen Verläufe entwickelt.

Der Hintergrund verliert sein Leuchten. Das liegt jedoch nicht an den Sängern und den von David Robert Coleman hervorragend vorbereiteten solistischen Musikern. Katharina Kammerloher und Otto Katzmeier geben das bis in traurigste Verbissenheit aufeinander abgestimmte gräfliche Paar. Dem hier als Hosenrolle besetzten Gast verleiht Lena Haselmann beunruhigende Frische. Und Christian Oldenburg ist ein Diener, der auch mit Körperkomik spaßen kann. MARTIN WILKENING



Rosenkrieg als Duett: Katharina Kammerloher und Otto Katzmeier

Foto: Joachim Fieguth

Museumsreformer

Edwin Jacobs ans Dortmunder U

Der Niederländer Edwin Jacobs wird neuer Leiter des Dortmunder U. Der 1960 geborene und an der Universität Tilburg ausgebildete Kunstwissenschaftler ist seit sieben Jahren Generaldirektor des Centraal Museums in Utrecht, das er 2009 nach Stationen in Leiden und Oss übernahm, und bringt, so die Stadt, sowohl kaufmännische als auch künstlerische Führungsqualitäten mit. „Wir haben mit Edwin Jacobs einen ausgewiesenen Museumsreformer gewinnen können. Er wird die Vernetzung des Dortmunder U mit dem Viertel und mit der Stadt und Region fortsetzen und auch internationale Verbindungen und Kooperationen vertiefen“, sagte der Geschäftsführer der Dortmunder Kulturbetriebe, Kurt Eichler, der das „Zentrum für Kunst und Kreativität“, zu dem der Hochkeller der Union Brauerei 2010 umgebaut wurde, zuletzt fachlich führte. Auch das darin untergebrachte Museum Ostwall soll künftig von Edwin Jacobs verantwortet werden, der hier Kurt Wettengl nachfolgt und Anfang 2017 antreten wird. Zur Kunstsammlung zählen Werke der expressionistischen Künstlervereinigungen „Die Brücke“ und „Der Blaue Reiter“, neben Wiesbaden besitzt Dortmund die meisten Bilder von Alexej von Jawlensky. Die Berufung muss vom Rat der Stadt noch bestätigt werden.

Rose und Nachtigall

Lasker-Lyrikpreis an Safiye Can

Nur zweimal ist der Else-Lasker-Schüler-Lyrikpreis, anders als der Dramatikerpreis im Namen der Dichterin, bisher verliehen worden, und das ist länger her: 1994 an Thomas Kling und 1996 an Friederike Mayröcker. Danach fehlten der Else-Lasker-Schüler-Gesellschaft in Wuppertal die notwendigen Mittel dafür, die sie jetzt wieder aufbringen kann: Dritte Trägerin der mit 3000 Euro dotierten Auszeichnung ist Safiye Can, die 1977 als Kind tscherkessischer Gastarbeiter in Offenbach am Main geboren wurde und bisher die beiden Gedichtbände „Rose und Nachtigall“ (2014) und „Diese Haltestelle habe ich mir gemacht“ (2015) vorgelegt hat. „Eingetaucht zugleich in die Tradition des abendländischen Denkens und der orientalischen Welt, entwickelt die lyrische Bildsprache Safiye Cans ihre Magie und Suggestivkraft aus dem Spannungsfeld zwischen orientalischer und okzidentaler Kultur – darin wandelt der jüdischen Dichterin Else Lasker-Schüler“, heißt es in der Begründung. So wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit Else Lasker-Schülers Poesie sei mit Safiye Cans Gedichtbänden ein neuer Ton in die Lyrik gekommen und zugleich ein transkultureller Zungenschlag. Der Preis wird am 11. November in Wuppertal überreicht.

Am Rand

André Georgi wird Inselschreiber

Der Schriftsteller und Drehbuchautor André Georgi wird im nächsten Jahr Inselschreiber von Sylt. Der 1965 in Kopenhagen geborene und in Berlin aufgewachsene Georgi gewann den Wettbewerb um das Literaturstipendium 2017 zu dem Thema „Am Rand“ mit einer Geschichte über Caspar David Friedrichs Bild „Der Mönch am Meer“. Das teilt die Stiftung mit, die das Stipendium vergibt. Es ist mit 2000 Euro dotiert und umfasst einen zweimonatigen Aufenthalt auf Sylt. Die Stiftung „kunst:raum sylt quelle“ schreibt das Stipendium seit 2001 jährlich für deutschsprachige Autoren aus, die schon in Buchform publiziert haben. Diesjähriger Inselschreiber ist Uwe Kolbe. F.A.Z.

Volker Rieß ist, wie aus dem Artikel über den Holocaust als Projektionsfläche für Gender Studies vom 7. Juli nicht eindeutig hervorgeht, Historiker und historischer Gutachter, der einen Recherchedienst insbesondere für die Unterlagen der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung von nationalsozialistischen Verbrechen in der Bundesarchiv-Außenstelle in Ludwigsburg betreibt. F.A.Z.

*Sein Leben war ein Feuerwerk.
Das Feuer ist erloschen und für uns bleibt
ein leuchtender Stern.*

Alfred Padberg

1. September 1921 - 9. Juli 2016

Träger des großen Bundesverdienstkreuzes

Wir sind traurig, dass er uns verlassen hat und glücklich, dass er erlöst ist.
In tiefer Liebe und voller Dankbarkeit

Angela Dingel-Padberg
Dr. Ulrich Dingel
Ililane Dingel-Padberg
mit Familie & Freunden

Die Eucharistiefeier findet am Freitag, den 15. Juli 2016, um 14:30 Uhr in der Katholischen Kirche St. Peter und Paul in Eslohe statt. Die Urnenbeisetzung folgt eine Woche später im engsten Familienkreis. Alfred Padberg war es eine Herzensangelegenheit Kinder zu fördern und wir bitten daher anstelle von Kränzen und Blumen um eine Spende auf das Spendenkonto des Fördervereins Lions Club Meschede: Volksbank Sauerland IBAN DE96 4666 0022 0006 0505 00 Stichwort: Alfred Padberg

Bötterberg 1, 59889 Eslohe